Das Schicksal einer Tat

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **11 (1917)**

Heft 2

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-134061

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Schicksal einer Tat.

Es hat sich während dieser ganzen drei Jahre kaum etwas Wichtigeres und zugleich kaum etwas Tragischeres ereignet, als die Friedensbotschaft Wilsons an den Senat der Vereinigten Staaten, die als eine Botschaft an alle Völker gedacht war. Es war ein unglaubliches Evangelium, ein sonniges Auftauchen der neuen Welt, auf die Zahllose hoffen, mitten aus dem blutigen Untergang der alten, wie ein Vorglanz des Gottesreiches selbst. Auf die Minderheit von Menschen aller Völker, die sich das Auge rein bewahrt haben für die Wahrheit und das Herz fähig für den Glauben an das Gute und Große im Menschenwesen, hat diese Kunde einen erschütternden Eindruck gemacht. In diesem Dokument war die Wende der Geschichte, an der wir stehen, mit Händen zu greifen. Mitten aus der Nacht strahlte helles Licht empor, Weihnachtslicht; staunend sahen sie es und aus dem Herzen, das das Freuen lang verlernt hatte, brach ein Strom des Jubels.[1])

Was der Präsident der Vereinigten Staaten der Welt verkündigte, war gewiß nicht inhaltlich etwas Neues. Diese Gedanken sind seit langem ausgesprochen und in den letzten Jahren uns Allen vertraut gemacht worden. Man kann sie anderwärts noch tiefer gefaßt finden. Aber man kann an diesem Beispiel gerade erkennen, wie wenig die Neuheit des Inhaltes bei einer solchen Botschaft die Hauptsache ist. Es ist in diesem Sinn eigentlich nie ein Evangelium neu gewesen. Ein Evangelium will uns immer nur verkündigen, daß etwas lang Ersehntes, lang Erwartetes nahe ist, vorhanden ist. Darum kommt es nur darauf an, ob die Kunde eine Vollmacht besitzt. Dies hängt von dem Geschehen ab, aus dem sie auftaucht und von der Art dessen, der sie bringt. Die erschütternde Bedeutung der Botschaft Wilsons beruht einmal darauf, daß sie jetzt erklang, mitten im Weltkrieg, mitten aus dem Kampf zwischen Krieg und Frieden, der mit dem Erscheinen des deutschen Friedensangebotes begonnen hatte, daß sie eine Antwort war auf das Seufzen und Flehen zahlloser Herzen, und sodann darauf, daß ihr Träger der Sprecher der, auf die Zukunftsmöglichkeit hin gesehen, größten und stärksten Nation der Erde und zugleich ein Mann von höchstem sittlichen Ansehen, kurz, ein Berufener war.

Es war ein Ruf aus der sogenannten neuen Welt zu einer wirklichen neuen Welt. Besonders aber eine frohe Kunde für die kleinen Völker. Diese hätten, wenn sie erkannt hätten, was zu ihrem Frieden diene, die Botschaft Wilsons als eine wahre Erlösung begrüßen müssen. Denn hier wurde eine Ordnung des Völkerlebens

[1]) Daß ein solches Schriftstück in einer so elenden Uebersetzung der Welt geboten wird, ist ein Skandal und erklärt auch ein wenig, warum es bei Vielen den Eindruck nicht machte, den es hätte machen sollen.

gezeigt, worin auch sie leben und atmen könnten. In der Ordnung des Rechtes und der Freiheit, die alle Völker, große und kleine, umspannte, wären auch sie aufgehoben und geschützt. Ja, es würde darin bis zu einem gewissen Grade der Unterschied von Groß und Klein aufgehoben. In einer solchen Ordnung wären die Kleinen nicht bloß mühsam Geduldete, solche, die sich ducken und sich alles gefallen lassen müssen; stolz und frei dürften sie ihr Haupt erheben und jegliche wahre Größe wäre ihnen zugänglich. Umgekehrt muß jedem, der das Denken nicht völlig verlernt hat, klar sein, daß bei einer Fortdauer des jetzt Europa beherrschenden politisch-militärischen Systems die kleinen Völker verloren wären. Sie könnten sich vielleicht noch eine Weile einen Schein von Selbständigkeit retten, aber auch dieser Schein würde verschwinden und inzwischen gibt es noch da und dort Menschen, die eine offenkundige Knechtschaft einem bloßen Schein der Freiheit vorzögen. Darum müßten besonders die kleinen Völker die Botschaft Wilsons zur Magna Charta ihrer auswärtigen Politik machen. Es war das Herrliche, daß diese Botschaft für die Kleinen nicht ausgegangen war von einem Volk, das selbst klein ist und das daher in dieser Sache keine Vollmacht hätte, weil es ja doch nur sein eigenes Interesse zu vertreten und aus der Not eine Tugend zu machen schiene, sondern umgekehrt von einem der größten und zukunftsvollsten Völker der Erde. Ein größerer „Glücksfall" könnte ihnen gar nicht werden. Dankgottesdienste hätten sie veranstalten, mit allen Glocken läuten lassen, ein großes Te Deum anstimmen sollen über die ganze Welt hin.

Was ist in Wirklichkeit geschehen?

Was geschehen ist, bildet eine neue Erläuterung des Wortes: „Das Licht scheint in die Finsternis, aber die Finsternisse nehmen es nicht auf." Wir wundern uns zwar nicht, daß die Kriegführenden nicht sofort ein Ohr für diese Kunde hatten, aber wie die Schweizer sich dazu gestellt haben, wird von einer künftigen Geschichtsschreibung nicht zu ihren Ehren gebucht werden.

Da machte sich zuerst der Haufe der Philister, Kleingeister, „Realisten" ans Werk. Zeitungsschreiber, die weder durch persönliche Anschauung noch durch geschichtliche und andere Studien dazu gekommen sind, von Art und Wert ferner stehender Völker und Kulturen etwas Ordentliches zu verstehen, deren Berufung zur Leitung der öffentlichen Meinung einzig darin besteht, daß sie wissen, was in einigen inländischen und ausländischen Zeitungen von etwas größerem Format steht, sagen ihr Sprüchlein vom dollarjagenden Yankee her, das ungefähr dem vom perfiden Albion entspricht. Ein gläubiges Publikum von Zeitungslesern spricht es ihnen nach. Diese Leutchen hier in einem Volke, das nichts ist, wenn das Großmachtsystem und der Krieg nicht zerbrochen werden, finden es lächerlich, wenn der Leiter des in mehr als einem Sinne größten Volkes der Erde von der Möglichkeit und Notwendigkeit einer neuen politischen Ordnung redet. Sie wissen natürlich alles besser. Sie wissen namentlich auch, daß kein Mensch etwas

Gutes und Großes will, namentlich kein Engländer oder Amerikaner. Wenn Einer Gutes und Großes verkündigt, dann muß sein wahrer Beweggrund irgend ein verstecktes Eigeninteresse sein, wahrscheinlich ein Geldinteresse. Andere Interessen scheinen diese Leute nicht zu kennen. Und auf dem Grunde einer solchen Auffassung von Welt und Menschen, einer solchen Abwesenheit des Glaubens an das Gute soll sich eine Demokratie erbauen! Kein Wunder, daß es unter uns so aussieht, wie sich in diesen Zeiten kund tut.

Ebenso bedeutsam und ebenso traurig war, wie die politischen Parteien sich zu der Sache stellten. Es konnte zunächst fast auffallen, wie kühl die bürgerliche Presse sich verhielt. Kaum ein warmes oder gar begeistertes Wort, einige Ausnahmen abgerechnet; im allgemeinen Verlegenheit, Staunen, Warten auf eine Parole von „oben"! Natürlich konnte ein schweizerisches Zeitungsschreiberlein dem Präsidenten eines Volkes von hundertundzehn Millionen nicht so leicht mit den üblichen Redensarten von „Schwärmerei", „weltfremder Utopie" u. s. f. abtun, wie das sonst in solchen Fällen üblich ist. Zwar war Wilson Professor gewesen und ein solcher kennt natürlich die Welt nicht so gut wie ein Zeitungschreiber, besonders dann nicht, wenn er einer andern Partei angehört. Immerhin, es blieb doch ein Rätsel übrig. Wie konnte ein solcher Mann so dumm reden? — Die Lösung fand sich. Die Botschaft Wilsons war eine idealistische Maske, wie die Heuchler jenseits des Aermelkanals und des atlantischen Ozeans im Gegensatz zu uns biedern Mitteleuropäern sie lieben. Amerika fürchtet einen Krieg mit Deutschland. Es fürchtet ihn namentlich darum, weil dann vielleicht Japan auch losschlagen könnte. Es ist ihm vielleicht auch bange wegen Europas Zahlungsfähigkeit, für den Fall, daß der Krieg noch länger dauern sollte.....

Man muß aber diese bürgerliche Weisheit auf ihren Ursprung untersuchen. Sie stammt einmal aus dem tiefen Materialismus, in den trotz ihrem gelegentlichen idealistischen Getue unsere Bourgeoisie zum guten Teil versunken ist, dazu aus ihrer kleingeistigen Philisterei und traurigen Engigkeit des Horizontes. Aber sie stammt auch aus einem tiefen Instinkt. Die bürgerliche Welt, soweit sie durch die Mehrheit ihrer Zeitungen vertreten ist, d. h. soweit sie bloß bürgerlich, bloß auf die Erhaltung ihrer Herrschaft bedacht ist, kann Wilson gar nicht ehrlich zustimmen. Die Ordnung, die er vorschlägt, bedeutete ihren Sturz. Diese Welt hat das heutige System nötig und ist mit ihm auf Leben und Sterben verbunden. Sie bedarf jener Art von Patriotismus, die den Krieg zum Hintergrund hat; sie bedarf des Militärs, um diesen Patriotismus zu nähren; sie bedarf der beiden, um gegen die Sozialdemokratie Stimmung zu machen. Sie ahnt, daß die Welt, die Wilson zeigt, auch den Sturz des Kapitalismus bedeutete, ob Wilson selbst dies wolle oder nicht. Dieser ganze Zusammenhang ist ihr instinktiv klar. Sie muß Wilson ablehnen, aber sie zeigt damit auch, wie gut das Schicksal der Schweiz in ihren Händen aufgehoben ist.

Wenn aber jemand meinen sollte, dieses Urteil stamme aus sozialdemokratischer Voreingenommenheit, so würde er sich stark irren. Denn fast noch mehr als das Verhalten der bürgerlichen mußte uns das der sozialdemokratischen Presse in dieser Sache anekeln. Hier hätte man doch, wenn man noch naiv gewesen wär, freudige Zustimmung erwarten müssen. Denn Wilsons Programm entspricht ja in allen wesentlichen Zügen dem sozialistischen Friedensprogramm. Freilich fehlt dessen antikapitalistischer Teil, aber man konnte doch so weit mit Wilson gehen, als er selbst gehen wollte. Vor der Utopie braucht man sich hier nicht zu scheuen, da man doch selbst jeden Tag den Vorwurf der Utopie vernimmt. Aber wer so gedacht hätte, der hätte damit nur verraten, daß er unsere marxistischen Dogmatiker schlecht kenne. Diese bilden sich nämlich ein, das Gegenteil von Utopisten zu sein. Sie sind Realisten, Männer der Wissenschaft. Sie stehen auf dem Boden der wirtschaftlichen Tatsachen. Sie haben auch einen Gott, der heißt aber: „Wirtschaftliche Entwicklung." Die Pazifisten sind für sie Utopisten, Schwärmer. Der Glaube an die Macht idealer Triebkräfte ist ihnen genau so lächerlich wie jenem Teil der bürgerlichen Welt.

Dazu kommt dann freilich noch etwas anderes. Sie, die in der Verhinderung oder Schlichtung des Krieges auf die bekannte Weise gescheitert sind, dürfen natürlich nicht zugeben, daß Andere den Weg des Friedens zeigen könnten. Das hieße ja, die allein seligmachende Kraft des eigenen Dogmas und des Kientaler Glaubensbekenntnisses in Zweifel ziehen.

So behandeln sie denn Wilson genau wie die Bürgerlichen. Er ist natürlich ein Heuchler. Sein eigentlicher Beweggrund ist, daß die Amerikaner nun ihre Kriegsgewinne gemacht und weiter nichts mehr zu erwarten, wohl aber zu fürchten haben, daß bei weiterer Dauer des Krieges aus Europa nichts mehr herauszuschlagen sei. Kurz: auch diese Leute, die eine neue Welt aufbauen wollen, glauben an nichts Gutes und Großes im Menschenwesen. Sie glauben nur an die Macht materieller Interessen. Daß sie den Vorbehalt hinzufügen, nur in der kapitalistischen Welt sei es so, ändert nichts an der Sache. Wer im Gegner an nichts Gutes glauben kann, kann es im Grunde auch im Genossen nicht — wie denn auch zu Tage liegt!

So hat man sich denn von allen Seiten her über diesen Mann Wilson hergemacht. Es scheint nun einmal ein Stachel in den Menschen zu sein, der sie treibt, solches zu tun. Wo ein Außergewöhnliches erscheint, da gibt es zuerst ein Aufmerken, ein Staunen. Dann erschallt der Ruf: „Wo ist Schmutz? Her damit, daß wir es besudeln! Wo sind Steine? Her damit, daß wir sie ihm anwerfen!" Dabei wiederholt sich immer eine seltsame Methode: Zuerst traut man dem Träger des Außergewöhnlichen nichts wirklich Gutes und Großes zu. Wenn er dann aber etwas tut, was nicht den höchsten Maßstäben entspricht, so schallt das Geschrei: „Da habt Ihr's! So ist der Mann!" Und erzürnt man sich, als ob man ihm wirklich das Größte zugetraut hätte.

So bei Wilson. Man behauptet, daß er rein materielle Interessen im Auge habe und wie er nun die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland abbricht und damit nur etwas tut, was er als verantwortlicher Leiter eines großen Volkes nach alle dem, was vorausgegangen war, gar nicht unterlassen konnte, da regt man sich gegen ihn auf, als ob er ein Tolstoianer zu sein behauptet hätte, der seinem Lande alles antun lasse, ohne einen Finger zu rühren. Hätte er sich aber als solchen erklärt, wie hätte man ihn dann zum Narren gemacht! Dieses ganze Verhalten ist klassisch. Es ist das sophistische Spiel, das noch immer angehoben hat, wo es galt, etwas Reines und Hohes in den Staub zu ziehen.

So werden an der Stellung zu dieser Tat die Geister offenbar. So enthüllen daran Völker und Parteien ihren Sinn. So zeigt sich daran der Geist, der uns noch immer beherrscht. Es ist der Geist, der uns in den Abgrund gestürzt hat. Denn was hat wirksamer zu der großen Katastrophe beigetragen, als dieses Mißtrauen gegen die von der angelsächsischen Welt ausgehenden Anregungen und Vorschläge zu einer Vermeidung des Krieges, als ob dort nichts Echtes und Großes zum Vorschein kommen könnte — dieses Mißtrauen, das aber nur ein Teil war des ganzen großen Unglaubens gegen Gott und Mensch, der uns beherrschte?

Es besteht in Wirklichkeit durchaus kein Grund zu diesem Mißtrauen gerade gegen die angelsächsische Welt. Wenn es bei uns so tiefe Wurzeln geschlagen hat, so ist daran einmal das langjährige Werk einer unwissenden und übel beratenen Presse schuld, sodann aber auch eine gewisse Unfähigkeit des durchschnittlichen Mitteleuropäers, angelsächsisches Wesen überhaupt zu verstehen. Man wendet der angelsächsischen Welt gegenüber das Verfahren an, das vorhin geschildert worden ist: man traut ihr nichts Gutes zu, aber man entrüstet sich über sie, wenn sie nicht nach den allerhöchsten Maßstäben handelt, nach Maßstäben, die man selbst lächerlich fände. Hier wäre eine richtge Mitte einmal angebracht. Die angelsächsische Welt ist gewiß mit schweren Fehlern belastet so gut wie die unsrige. Es sind zum Teil die gleichen, zum Teil wieder andere Fehler, aber es sind gerade die nicht, die man ihr am meisten zuschreibt. So ist zum Beispiel die Stellung des Amerikaners zum Gelde freier als die unsrige; so sind die Engländer nach meinem Urteil in Offenheit und Ehrlichkeit des Wesens und Auftretens allen andern Völkern überlegen. Jedenfalls hat die angelsächsische Welt neben ihren besonderen Fehlern ihre besonderen Tugenden. Dazu gehört eine gewisse Jugendkraft des Empfindens, ein großes Vertrauen zu dem Guten und Großen im Menschen, ein starker Glaube an einen Fortschritt der Menschheit im Sinne des Rechtes und der Freiheit, eine tiefe und energische Humanität. Es ist ein Optimismus, der oberflächlich werden, aber auch als Flamme eines mächtigen und zähen Enthusiasmus aufschlagen kann. Dies alles gilt ganz besonders von dem Amerikaner. Wir dürfen in diesem

Geiste eine Weiterentwicklung jenes Calvinismus erblicken, dessen Hauptsatz ist, daß alle Wirklichkeit Gottes Ehre verherrlichen soll. Es ist kein Zufall, daß Wilson, wie uns solche, die ihn persönlich kennen, versichern, ein echter Calvinist und in diesem Geiste ein tiefernster Christ ist, der alle seine Entschlüsse vor Gott wägt und dessen Ziel eine Welt politischer und sozialer Gerechtigkeit bildet. Dieser Mann darf, wenn irgend Einer, mit Vollmacht sprechen; er ist ein würdiger Träger einer großen Sache.

Aber nun ist noch viel tragischer als die Aufnahme seiner Botschaft durch eine ungläubige Welt das Schicksal, das ihr in der Person ihres Bringers bereitet wurde.

Da war einmal die Frage der Munitionslieferungen, die gegen ihn das Mißtrauen der Zentralmächte und ihrer Freunde erregt hatte. Nach meiner Ansicht mit Unrecht, wenn auch begreiflicherweise. Man frage sich doch, was ein Verbot dieser Munitionslieferungen bedeutet hätte. Offenbar eine entscheidende Parteinahme zu Gunsten der Zentralmächte. Denn diese hatten Munition in Fülle aufgehäuft und waren in der Lage, solche beständig in fast unbeschränkter Menge neu herzustellen, während die Entente, besonders England, lange Zeit ganz und gar auf die Einfuhr angewiesen waren. Ein Verbot der Munitionslieferung hätte damals die gleiche Wirkung gehabt, wie eine Kriegserklärung an die Entente. Ob ein überwältigender Sieg der Zentralmächte, der die sichere Folge dieses Vorgehens gewesen wäre, für den künftigen Weltfrieden vorteilhaft gewesen wäre, mag selbst beurteilen, wer noch ein wenig unbefangen ist. In diesem Dilemma, das ihm gewiß schwer genug geworden ist, wählte Wilson den Weg, der rein formell genommen, jedenfalls der richtige war; er erklärte: „Wir liefern, den bisherigen Grundsätzen des Völkerrechtes getreu, Munition an alle, die solche kaufen wollen.“ Er konnte sich dabei auf die Erwägung stützen, daß man gerade im Sinn des Weltfriedens nicht noch denjenigen helfen müsse, die sich am stärksten auf den Krieg gerüstet hätten. Weil die Zentralmächte infolge der englischen Blockade von dieser Möglichkeit, in Amerika Munition zu kaufen, keinen Gebrauch machen konnten, entstand der Schein einer Parteinahme gegen sie. Aber hatte nicht Deutschland sich am stärksten allen pazifistischen Bestrebungen widersetzt? Hatte es nicht eine friedliche Beilegung der zum Weltkrieg führenden Fragen verweigert? — Das sind nach den Berichten derer, die ihn kennen, Wilsons Gedanken gewesen. Dazu vergesse man ja nicht: Wilson ist, soviel wir wissen, nicht Antimilitarist im äußersten Sinn; er ist nicht gegen *jeden* Krieg, gegen den Krieg in *jedem* Falle. Was er will, ist eine neue internationale Rechtsordnung, die an Stelle der heutigen Gewaltordnung treten solle, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Vergesse man auch das Weitere nicht: auch der mächtigste Staatsmann kann nicht alles, was er möchte.

Wir haben also hier nicht sowohl ein tadelnswertes Verhalten Wilsons vor uns als vielmehr ein tragisches Verhängnis.

Das Gleiche gilt von dem, was nun zuletzt geschehen ist. Man kann sich etwas Tragischeres nicht denken, als daß diese neue Welt, kaum aufgetaucht, sofort von schwarzen Nebeln zugedeckt worden ist, und zwar von Kriegsnebeln. Noch hatte unsere Freude an ihr kaum Zeit gehabt, sich zu Worten, geschweige denn zu Taten zu gestalten, so erfolgte die deutsche Antwort an Wilson mit der Ankündigung des verschärften Unterseebootskrieges und der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen beiden Ländern, hinter dem drohend der Krieg steht. Als erste Frucht des Friedensevangeliums der Krieg! Es wäre zu wenig, wenn man dies tragische Ironie nennte. Man muß hier, wie so oft im Laufe dieses Krieges, an eine verborgene Macht denken, die stets bereit ist, entscheidende Fortschritte des Guten zu hemmen und die um so tätiger und genialer wird, je mehr es im Guten Ernst wird.

Es hat sich wieder ein lauter Schall erhoben: „Da seht Ihr Euren Friedensapostel!" Aber diese Rede ist nun vollends reine Torheit. Wilson ist kein Privatmann, sondern Leiter eines großen Staates. Was konnte er, nachdem er am Schlusse langer Verhandlungen für einen bestimmten Fall mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht hatte, anders tun, als diesen vollziehen, nachdem jener Fall eingetreten war? Darf man dem Manne, der in jenen Verhandlungen eine Geduld und Langmut gezeigt hatte, die ihn zum Gespött der Welt machte, nicht zutrauen, daß er diesen Schritt nur getan hat, weil er nicht anders konnte, in tiefstem Schmerze über das vorläufige Scheitern seines großen Planes? Und vergesse man doch auch hier wieder nicht: Wilson hat nirgends erklärt, daß er in keinem Falle Krieg führen würde. Er ist Pazifist, nicht Tolstoianer. Man bleibt näher bei der Wahrheit, wenn man die Schuld an diesem vorläufigen Scheitern des edelsten Unternehmens, das seit drei Jahrhunderten ein Staatsleiter gewagt, denjenigen zuschreibt, die ihn zu diesem Schritte gedrängt. Man mag die Entente beschuldigen, daß sie das Friedensangebot der Zentralmächte nicht anders beantwortet hat, man mag mit noch größerem Rechte Deutschland beschuldigen, das auf Wilsons Botschaft keine andere Antwort hatte als einen Schlag ins Gesicht mit der eisernen Faust; man mag dies letztere mit um so mehr Recht tun, als Wilson durch seine Note an die Kriegführenden Deutschland eine gewichtige Unterstützung geliehen hatte, sehr zum Aerger der Entente. Das alles hat jedenfalls sehr viel mehr Sinn als das Gerede gegen Wilson.

Aber das alles ist doch schließlich Nebensache. Die Hauptsache ist, daß ein Mann, der in die heutige Welt eingeklemmt ist, die Welt des Staates, des Rechtes, der Gewalt, dieser Welt seinen Zoll entrichten muß, und zwar gerade in dem Augenblicke, wo er sich am meisten von ihr entfernt hatte.

Das ist die Geschichte einer großen Tat, soweit wir sie heute überschauen können.

Und nun — was bleibt übrig? Ist alles vergebens gewesen und vielleicht schlimmer als vergebens, da nun der Friedensglaube statt eines großen Sieges eine schwere Niederlage erlebt hat?

Vergebens ist eine solche Tat nie. Niederlagen zählen im Kampfe des Guten oft mehr als Siege. Diese Wahrheit kann untertauchen, aber nicht untergehen. Sie wird wieder kommen, noch reiner, noch mächtiger.

Sie wird gerade aus dieser Erfahrung lernen, ihre größte Tiefe zu gewinnen. Der Kampf um den Frieden wird letzten Endes nicht vom Staate gewonnen werden und nicht von den Regierungen, er wird nicht gewonnen werden bloß auf dem Boden des Rechtes, so edel dieser auch ist. Er weist noch höher hinauf.

Aber damit ist nicht gesagt, daß er nicht auch auf diesem Boden geführt werden soll. Und damit kommen wir wieder zu den kleinen Völkern zurück. Sollten diese nicht berufen sein, die Fackel aufzuheben, die Wilson aus der Hand geschlagen worden ist? Und unter diesen Völkern, sollte nicht Eines hier eine besondere Berufung haben, nicht im Sinne des Hochmutes, sondern der Dankbarkeit, der ernsten Pflicht? Unsere Schweiz hat Vieles versäumt in diesen wichtigen Jahren, hat die Prüfung dieser Zeit in den höheren Dingen nicht gut bestanden. Wenn ihr eine Art Gunst des Geschickes nun wieder eine große Aufgabe nahe rückt, sollte sie nicht darnach greifen? Es ist eine sehr ernste Frage, die an sie gestellt wird. Das Licht des Friedens muß in die Höhe gehalten werden mitten in der dämonischen Finsternis dieser Tage. Wir haben nicht zu fragen, ob es viel „nütze" oder nicht, wir haben es zu halten. Jemand muß es tun. Wer es tut, wird Ehre einlegen, wer es versäumt, wird es büßen müssen. Wer es tun will, der darf nicht auf den „psychologischen Moment" warten, d. h. auf die Zeit, wo es nichts mehr zu wagen gilt, weil die Sache ohnehin ginge, er muß wagen können, er muß einen Glauben haben an die Macht eines reinen Wollens und etwas von der Leidenschaft eines solchen Glaubens. Mit Klugheit und Angst hat man noch nie große Dinge getan.

Zu dieser Aufgabe für den Augenblick gesellt sich dann die für die Zukunft. Wir müssen die Arbeit an dem Kommen der neuen Ordnung, die in der Wilsonschen Botschaft erschienen ist, aufnehmen. Diese Wahrheit ist ja nicht an Wilson oder die Vereinigten Staaten von Nordamerika gebunden. Die kleinen Völker haben hier das Programm für all ihre künftige auswärtige Politik. Sie brauchen auf kein anderes zu warten, kein anderes taugt ihnen. Hier ist die Magna Charta libertatum für alle Völker. Sie muß erstritten werden.

Das muß laut gesagt, muß auf den Leuchter gestellt werden. Um dieses Programm müssen diejenigen Menschen sich sammeln, die auf politischem Boden für die Zukunft arbeiten wollen.

Dafür werden wir freilich ein neues Geschlecht nötig haben, neu nicht im Sinn des Kalenders, sondern des Geistes, ein Geschlecht,

das frei geworden ist von der Gebundenheit an das Bestehende wie von dem revolutionären Dogmatismus, ein Geschlecht, das von dem Utopismus des Glaubens an die Materie zurückgekehrt ist zu dem Realismus des Glaubens an den Geist, das das Gute und Große nicht mehr für Mährlein hält und Gott für stärker erachtet als den Teufel. Ein neues Geschlecht, eine neue Schweiz, ein neues Europa, eine neue Welt!

Die alte geht in Blut und Flammen unter. Alle guten Geister sollten in den Kampf ziehen, um das Grauenhafte zu verhindern, das uns der Frühling bringen soll. Wenn es dann doch kommt, nun, so soll es zum Guten dienen, dennoch! Es soll dazu dienen, daß der Krieg sich selbst endgültig richtet und alles, was zu ihm gehört — auch eine falsche Religion — und erst recht Gott und der Mensch das letzte Wort behalten.

L. Ragaz.

Stülpt nicht auch Jesus Christus einen Helm aufs Haupt.

In der trefflichen Predigt, die Pfarrer Karl v. Greyerz (früher in Winterthur, jetzt in Kandergrund) an der letztjährigen schweizerischen Predigergesellschaft gehalten hat und die im Druck erschienen ist (bei G. A. Bäschlin in Bern) hält er u. a. seinen Schild über die Antimilitaristen und sogar die Dienstverweigerer. Nachdem er zu einem tatkräftigen Glauben an das Reich Gottes, das Böses durch Gutes überwindet, aufgefordert, fährt er fort:

Und weil das alles sehr leicht gesagt ist, aber nur unter viel Mißgriffen und Mißerfolgen zur Tat wird, so begreift ihr nun, liebe Zuhörer und Amtsbrüder, daß ich in Bezug auf diesen fürchterlichen Weltkrieg fast nichts sagen mag. Denn wenn irgendwo, so sind da Worte leicht und ist da die rettende Tat namenslos schwer. Nur um ein Doppeltes bitte ich euch: stülpt nicht auch Jesus Christus einen Helm aufs Haupt und drückt nicht auch ihm Granaten in die Hand, sondern erhaltet ihn euch und der ganzen Menschheit als den, der er war und ist und bleibt, der nicht andere, sonderen sich selber in den Tod gegeben hat und der gestorben ist nicht den Heldentod fürs Vaterland, sondern zur Erlösung der Welt von eben dem Wesen, aus dem aller Krieg, auch dieser Krieg, in tiefster Wurzel stammt. Und das Andere, worum ich euch bitte: verspottet, verlachet, verlästert nicht die paar Brüder unter uns, die glauben, es ihrem Christengewissen schuldig zu sein, jeden Heeresdienst verweigern zu müssen. Ich und wohl ihr alle, wir können das nicht, unser Volk und unsern Staat, unsere Eidgenossenschaft und unsere Heimat solchem Schicksal aussetzen, preisgeben. Wir kämen uns feig,